

Im Zeichen der „Globalisierung“ wächst die Jugend aus ländlichen Gebieten infolge der Berufsausbildung in immer neue und zunehmend fremde Welten hinein. Das berufliche und persönliche Glück scheint für sie in erster Linie fern des Herkunftsortes zu liegen. „Heimat“ wird in diesem Zusammenhang zunächst gerne als zweitrangig oder unwichtig erachtet. Doch im fortgeschrittenen Alter regt sich das Bewußtsein von der Herkunft wieder und die Suche nach den „Wurzeln“ gewinnt wieder an existenzieller Bedeutung. Hier ist man dann glücklich, wenn unterdessen wenigstens einige, zuvor vielleicht sogar belächelte „Unverbesserliche“, das Erbe gehütet und nun zugänglich gehalten haben.

Zwischen diesen beiden divergierenden Polen unserer gegenwärtigen Situation, also zwischen Aufbruch in die Moderne und Einbindung in die Tradition, spielt sich heute

(und wohl auch in Zukunft) die disparate Situation eines Heimatvereins ab.

Reichhaltiges Festprogramm

Zum Jubiläum hat der Verein ein reichhaltiges Festprogramm aufgelegt, dessen Schirmherrschaft Staatsminister Hans Zehetmair übernommen hat. Das Programm beginnt am Sonntag, 8. Juli mit dem „4. Oberfränkischen Mundart-Theater-Tag“ im Kultur- und Bürgerhaus in Pottenstein und endet am Montag, 16. Juli mit einem „Eselchen-Wettschwimmen auf der Püttlach“, ausgerichtet für alle Schulkinder in einer Live-Sendung des BR-Studio Nürnberg.

Das ausführliche Programm kann bei der Geschäftsstelle des Fränkische-Schweiz-Vereins, Oberes Tor 1, 91320 Ebermannstadt, angefordert werden.

Martin Ringel

Der Ritter von Lang und der Adel

Schon einige Jahrzehnte vor der großen Französischen Revolution begann die Aufklärung das seit Jahrhunderten herrschende Standesdenken anzukratzen. Es war ja auch von der Kirche mit der Lehre von der gottgewollten Gliederung des Volkes in Adel, Bürger und Bauern gestützt. Karl Heinrich Lang hat das neue Denken in jungen Jahren bereits in sich aufgenommen. Als Pfarrerssohn entstammte er der gehobenen bürgerlichen Mittelschicht, in der schon frühzeitig ein „liberaler“ Geist lebte. Seine berufliche Tätigkeit hat ihn dann ständig in Verbindung gebracht sowohl nach unten zu den einfachen Leuten wie auch nach oben bis in die Kreise des königlichen Hofes. Schließlich wurde er selbst in den Adelsstand erhoben und konnte sich nun freier in allen Kreisen bewegen. Was er als aufmerksamer Beobachter erkannte, war einfach genug, daß es nämlich in allen Schichten Eigennutz und Dünkel, Eitelkeit

und Hochmut gab wie auch Ehrlichkeit und rechtschaffene Pflichterfüllung. So viele Menschen hatten irgendwo in ihrem Charakter eine schwache Stelle, durch die ein Verhalten hervorgerufen wurde, das nicht durch Leistung gerechtfertigt war. Aus seinen Memoiren weiß man, wie schonungslos er dummen Stolz und rücksichtslose Korruption behandelt, ja selbst offenen Betrug aufdeckt. Er war aber auch bereit, Edelmut, Hilfsbereitschaft und Pflichttreue anzuerkennen. Die Zahl derer, denen er Lob und Achtung zollt, ist freilich recht klein; wenn man von einigen nur am Rande erwähnten Personen absieht, bleiben eigentlich nur v. Hardenberg und Graf Montgelas übrig.

Greift er in den Memoiren so manchen wegen seiner Selbstsucht namentlich an und deckt unsaubere Machenschaften auf, so übt er in den „Hammelburer Reisen“ eine mehr

allgemeine Kritik, die das Mittel der Karikatur benützt. Ob die Leser in seinen fiktiven Gestalten das Konterfei bekannter Persönlichkeiten entdeckt haben, läßt sich heute nicht mehr feststellen; vielleicht hat auch jeder eine andere Person darin erkannt. Lang war kein Revolutionär, er verstand sich in erster Linie als Aufklärer, der seinen Lesern die Augen öffnen wollte. Die ließen sich das gern gefallen, weil es mit Witz und Humor geschah. Namhafte Herren von Adel lasen seine Satiren mit Vergnügen, sogar der König. Den hat er übrigens nie angegriffen, wohl aber den Hofstaat. Beim König hat er sich sogar manchmal für seine Späße entschuldigt.

Was den Adel betrifft, sind es in der Hauptsache zwei Dinge, die Langs Witz aufs Korn nimmt: der so oft anzutreffende Standesdünkel und die Privilegien. Die Adelsprobe, ursprünglich aus Stolz auf eine edle Abkunft entstanden, diente zu Langs Zeiten fast nur noch dazu, die alten Familien gegenüber Neugeadelten abzugrenzen und so auch unter dem niederen Adel eine Zweiklassengesellschaft herzustellen. Manche Fälschungen sind da entstanden. Als Leiter des Reichsheroldamtes hatte Lang die Aufgabe, die Berechtigung der Führung von Adelstiteln zu überprüfen. Er lernte dabei die lächerlichsten Beweisversuche kennen. Er findet noch eine weitere Beweismöglichkeit hinzu: wurde ein Vorfahr wegen eines Verbrechens mit dem Schwert statt mit dem Strick hingerichtet, so darf angenommen werden, daß er dem Adelsstand angehört hatte – eine zweifelhafte Ehre! (3. Fahrt der Hammelburger Reisen). Dann erfindet er einen Ahnen, der schon Noah beim Bau der Arche geholfen hat. Weil dieser aber keine 16 edelbürtigen Ahnen aufweisen konnte, da seit der Erschaffung der Welt noch nicht genügend Zeit vergangen war, wurde er nicht in die Arche gelassen und mußte ersaufen. Die Frage, ob Noah denn selbst 16 Ahnen gehabt hätte, wird nicht gestellt; das gibt zu denken und ist wohl kaum aus Versehen passiert. (11. Fahrt)

Nur mit der vorgeschriebenen Zahl von Ahnen war man hoffähig. Im Reisebericht über das Griechenland der Befreiungskriege

(auch diese 8. Fahrt ist wie alle anderen erfunden) wird der Erzähler gefragt, ob er denn auch von Adel sei, sonst könne er nicht zur Hofafel zugelassen werden. Er gibt zur Antwort, daß er von dem bekannten Hans Dampf abstamme; der habe die Dampfmaschine erfunden. Das leuchtet den griechischen Hofbeamten sofort ein, das sei ein ganz berühmtes Geschlecht.

Soll die Geburt und Abstammung allein schon entscheidend für den Platz sein, den der Mensch später im Leben einnimmt? Dann kann man die Ständeordnung gleich so regeln wie im Kauzenland (2. Fahrt): „Stand und Rang der Menschen ist, wie es in allen vernünftigen Staaten sein muß, durch die bloße Geburt bestimmt, nämlich die am Sonntag geborenen Kinder sind magnatische, repräsentative Kauzen, Inhaber von Orts- und Herrschaftsgerichten, Hofmarschälle, Kammerherren und überhaupt solche glückliche Nesthummeln im Bienenkorb, die selber nichts zu tun haben . . .“; am Montag kamen die Geistlichen, am Dienstag die Ärzte und Beamten zur Welt, und so fort bis zum Samstag, wo Knechte und Bettler geboren wurden. Der Leser durfte folgern: „Na ja, schlimmer kann es da auch nicht werden als bei uns!“

Fehlt es an der nötigen Ahnenreihe, müssen Titel aushelfen; der Freiherr will Reichshofrat, der Baron ein Graf werden, dieser Reichsgraf bis zum Herzog hinauf, der Großherzog sein möchte. Lang fragt: warum gibt es keine Kleinherzöge? Mit dem höheren Titel war aber nicht wie bei den Beamten eine höhere Funktion und größere Verantwortlichkeit verbunden. Es war nur eine Äußerlichkeit und verschaffte bestenfalls einen Platz weiter oben an der Hofafel, oder bessere Heiratsaussichten.

Was Lang immer wieder angreift sind die Privilegien des Adels. Im Hochmittelalter hatten solche noch einen Sinn und eine Berechtigung. Doch Verpflichtung zum Kriegsdienst bestand längst nicht mehr, und wer freiwillig in die Armee eintrat, begann seine Laufbahn gleich im Offiziersrang. Höhere Beamtenstellen waren dem Adel vorbehalten. Die Arbeit taten Sekretäre und Schreiber für den Bruchteil des Gehalts ihres Vorgesetzten, der

nur zu repräsentieren brauchte. (Man lese in den Memoiren über des Verhältnis des Kreisdirectors v. Lang zu dem Generalkommissär im Rezatkreis, dem Grafen Drechsel, nach!). Im 5. Teil der Hammelburger Reisen macht sich Lang selbst zum Staatsoberhaupt von Neugescheit; sein erster Minister – er nennt ihn Geheimrat – muß selbstverständlich von Adel sein. Er sucht ihn nach dem Taufregister aus, nach anderen Qualifikationen fragt er nicht. Wo es einen Staatsrat gab, gehörten ihm nur Standesherrn an. Lang hat in München Erfahrungen mit solchen Gremien sammeln können. Er nennt die Mitglieder gern „Majorsratsherren“ weil sie bei Beschlüssen immer „ad maiora“, d. h. mit der Mehrheit stimmen. Das ersparte ihnen ein abweichendes Votum begründen zu müssen, und sie konnten die Sitzungen verschlafen; die Mehrheit war ohnehin immer für das, was dem Eigennutz des Standes diene.

Manche Privilegien waren ihren Inhabern nur noch als Einnahmequelle interessant. Das galt vor allem für die Patrimonialgerichte, gegen die Lang bei jeder Gelegenheit seine Pfeile abschießt. Es ist wohl kaum aus der Luft gegriffen, wenn im 3. Teil der Herr von Affenthal seinen beamteten Richter anweist, die Prozesse in die Länge zu ziehen, um immer wieder neue Gerichtsgebühren kassieren zu können. Grundlage der Rechtsprechung waren zu Langs Zeiten zunächst noch die Gesetzbücher aus den Jahren 1751–58 und die Kommentare von Kreittmayr, in denen bei allen Angelegenheiten dem Adel Sonderrechte eingeräumt werden. Das Volk – Bürger, Handwerker, Bauern – galt Kreittmayr nur als unwichtiges Anhängsel im Staat. Das gemeine Volk lüge und betrüge, meint er. Lang folgert daraus, daß man deswegen jetzt kaum noch Hexen finde, weil auch der Teufel Bedenken trüge, sich mit solchen Leuten in einen Vertrag einzulassen, wohl aber könnte er mit einer alten Edelfrau einen Pakt schließen und der Einhaltung sicher sein.

Die wirtschaftliche Lage mancher Adelsfamilien war durchaus nicht rosig. Die herrschaftlichen Gutshöfe brachten zu wenig für die aufwendige Lebenshaltung. Nur wer den nötigen Unternehmungsgeist besaß, weitblickend genug war und den alten Standes-

dümel über Bord warf, suchte nach anderer finanzieller Grundlage. Handel und Gewerbe waren vielen freilich nicht fein genug. Weil das Bierbrauen nur mit einem Privileg erlaubt war, richteten manche eigene Brauereien ein (sie bestehen z. T. heute noch). Der Hofdienst kostete oft mehr an Prestigeaufwendungen als er an Diäten einbrachte. Darum flüchteten nur die dahin, denen die Fähigkeit zu nüchternem Rechnen abging. Lang stellt dem „hofunfähigen Adel“ (Ahnenprobe!) den „unfähigen Hofadel“ gegenüber – sicher mehr als nur ein keckes Wortspiel!

So war man auf die alten Privilegien angewiesen, wenigstens soweit sie etwas einbrachten, mochten sie noch zeitgemäß sein oder nicht. Das ist einer der Gründe, warum der Adel seinem Wesen nach konservativ sein muß, weil das Neue nicht nur den Einfluß, sondern auch das Einkommen geschmälert hätte. „Der Zeitgeist steht nicht im Adelsregister“ sagt Lang einmal. Die Vorrechte waren auch hoch in der bayerischen Verfassung verankert. Lang hat nachgezählt: in der Konstitution von 1818 kommt das Wort Adel 62mal vor, das Wort Bauer überhaupt nicht.

All dies wäre hinzunehmen gewesen; über die Dünkelhaftigkeit so mancher Adeliger könnte man mit einem Lächeln hinweggehen. Aber damit war eine solche Geringschätzung des „Volkes“ verbunden, die jeden rechtsschaffenen Mann empören mußte. Anerkennung und Achtung werden gerne gezollt, wenn sie durch Leistung und edle Haltung erworben werden. Lang kannte zu viele, auf die das nicht zutraf, die dennoch nicht nur Achtung, sondern Unterwürfigkeit forderten. Voll Bitterkeit schreibt er: „Der Deutsche weiß, . . . daß er neben einem großen Herren nicht auch groß sein kann, sondern sich krümmen und bücken muß . . . Der vornehme Deutsche macht nicht überall Anspruch auf Großmut, sondern begnügt sich mit Hochmut, und überläßt dem Geringeren den Kleinmut gebührender äußerer Demut.“

Wie stand Lang zu seinem eigenen Adelstitel? 1808 wurde er vom bayerischen König in den Ritterstand erhoben. Von da an hat er weder Prädikat noch Titel bei seinem Namen weggelassen. Nun „gehörte er dazu“ und er

bewegte sich sicher auf jedem Parkett. Daß er sein loses Mundwerk oft nicht zügeln konnte und wollte, steht auf einem anderen Blatt. Bei seinem Spott nahm er sich selbst nicht aus. „Ritter, wo ist dein Pferd?“ läßt er andere ihn fragen. In manchen seiner Phantasiegeschichten nimmt er Rollen von hohen Standespersonen an und verhält sich bis zur Lächerlichkeit so, wie er es so oft von anderen erlebt hatte.

Lang war zur Anerkennung seiner Verdienste mit der Erhebung in den Adelsstand ausgezeichnet worden. Diese Form, einer Rang-erhöhung war ihm, so kann man aus seinen Schriften schließen, die einzige legitime Rechtfertigung für eine höhere Stellung in der Gesellschaft. Der Verdienstadel hatte auch eine lange und gute Tradition. Eine lange Ahnenreihe war ihm gleichgültig. Sehr drastisch meint er dazu: „Meine Mutter darum höher zu schätzen, weil sie von Adel, und ihre Mutter von Adel gewesen und ihre Großmutter auch, wäre ebenso albern, als nur die für eine echte Nonne zu halten, deren Mutter und Großmutter ebenfalls eine Nonne gewesen.“ (8. Fahrt)

Die hier angeführten Beispiele und Zitate sind nur ein kleiner Teil dessen, womit der Ritter von Lang seine Meinung über die Adelsgesellschaft kundtut. Sie könnten leicht vervierfacht werden, ein Zeichen dafür, wie sehr ihm, dem Anhänger der Aufklärungsgedanken, eine Änderung der bestehenden Verhältnisse am Herzen lag. Die Bürgerliche Revolution von 1848 hat er nicht mehr erlebt und auch nicht ihr Scheitern. Heute ist die alte Ständeordnung verschwunden, und es erscheint uns reichlich antiquiert, was da vom Ritter Lang mit seinem Spott bedacht wurde. Aber man erkennt daraus, daß er auch hier ein Mensch war, der seiner Zeit ein gutes Stück vorausdachte.

Nachbemerkung der Schriftleitung:

Karl Heinrich Ritter von Lang, dem unser Bundesfreund Martin Ringel den vorstehenden Beitrag gewidmet hat, war eine außergewöhnliche Persönlichkeit: 1764 in Balgheim im Ries – wo Fränkisches und Schwäbisches aufeinandertreffen – geboren, trat er nach Gymnasialbesuch und Studium in Kanzleidiene des Fürsten Oettingen-Wallerstein. Diplomatische Reisen führten ihn durch halb Europa. Nach nochmaligem Studium in Göttingen wurde er Archivar beim Grafen Hardenberg, und dieser beruft ihn, nach dem Übergang der hohenzollernschen fränkischen Fürstentümer an Preußen, 1796 als Archivar auf die Plassenburg. Zwei Jahre später wird er zum Kriegs- und Domänenrat in Ansbach ernannt. 1806, nach dem Übergang von Ansbach-Bayreuth an Bayern, wird er Kammerdirektor in Ansbach. 1808 erfolgt seine Erhebung in den Ritterstand und kurz darauf die Versetzung nach München, wo er u. a. als Leiter des neu geschaffenen Reichsheroldsamtes fungiert. 1815 erfolgt seine Rückkehr nach Ansbach und die Ernennung zum Kreisdirektor; doch schon zwei Jahre später läßt er sich pensionieren. Er lebt dann, nur noch seiner Schriftstellerei verpflichtet, auf seinem Landgut bei Ansbach. 1835 ist er in Ansbach gestorben. Sein Grab ist verschollen. Seine sehr lesenswerten Memoiren werden 1842 erstmals gedruckt.

Heinrich Ritter von Lang war ein sehr produktiver Verfasser von satyrisch-politischen Schriften, zu denen seine „Hammelbuger Reisen“ zählen, von denen Bundesfreund Martin Ringel eine neue Ausgabe erstellt hat, die zum Preise von DM 30 (einschl. Porto- und Versandkosten) nur bei ihm erhältlich ist: Martin Ringel, Bretzenberg 9, 91555 Feuchtwangen.

„Tradition bewahren, Mangel spüren, Zukunft gestalten“

Die Stiftung Juliusspital Würzburg feiert heuer ihr 425. Stiftungsjubiläum

Als Julius Echter von Mespelbrunn (1545–1617) am 1. Dezember 1573 im Alter von 28 Jahren zum Bischof gewählt wurde, befand sich das Hochstift Würzburg in Folge des Bauernkrieges (1525), des Markgräflerkrieges (1552/53) und der Grumbachschen Händel (1554–1567) in einer tiefen Krise. Der in seinen acht Studienjahren weit gereiste, überaus gebildete junge Mann sah sich nicht nur mit einer leeren Staatskasse konfrontiert, die Bevölkerung war verarmt und Kirche sowie das Bildungs- und Sozialwesen befanden sich in einem desolaten Zustand.

Seine Verschlossenheit und Ernsthaftigkeit machten Julius Echter nach außen zu einem wenig populären Regenten. Mit Ausdauer und tiefer Überzeugung trieb er die kirchlichen Reformen und die Rekatholisierung der zu Luthers Lehre übergetretenen Gemeinden im Hochstift voran. In Verwaltungs- und Finanzangelegenheiten galt er als penibler Rechner, der jeden erwirtschafteten Gulden zur Verbesserung der Verhältnisse einsetzte.

Seine Aufgabe sah er neben der Festigung des Glaubens in der Sicherung des Wohles seiner Untertanen: *„Nachdem der allmächtige gütige Gott nach seinem göttlichen Willen uns, ..., zum bischöflichen Stand berufen und dahin geordnet und gesetzt hat, dass wir neben solchem unserm bischöflichem Amte allhier auf dieser vergänglichen Welt auch Land und Leute regieren und denselben vorstehen sollen, haben wir uns, wie billig, nichts höher angelegen sein lassen, als wie wir solchem unserm Amte und Berufe beiderseits gegen Gott und unsern Nächsten in diesem Leben, besonders aber unsern anbefohlenen und zugewandten Untertanen nach unserm Vermögen Genüge taten und dahin trachteten und sähen, dass Gottes Ehre befördert und christliche Liebe gemehrt und erhalten werden möchte“* formulierte der Fürstbischof in seiner Stiftungsurkunde 1579.



Der Würzburger Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn rief am 12. März 1756 die Stiftung Juliusspital Würzburg ins Leben.

Foto: Stiftung Juliusspital Würzburg

Aus jenem Geiste heraus keimte auch der Wunsch Echters, für das *„arme, abgearbeitete und unvermögende Volk, auch alte, kranke, presthafte und verlassene Leute“*, denen seiner Meinung nach nicht genug Unterstützung zuteil wurde, in adäquater Form zu sorgen. *„Und darum haben wir ... uns vorgenommen, Gott dem Allmächtigen zu Lob und Ehre und armen Christen unsern Mitbrüdern und Mitschwestern zu Trost und Ergötlichkeit allhier zwischen dem Pleicher und Hauger Viertel auf dem Platz, so vor Alters der Judengarten geheissen, wo Wasser und Luft halber gute*